

Sitzungsberichte

der

königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1861. Band II.

München.

Druck von J. G. Weiss, Universitätsbuchdrucker.

1861.

—
In Commission bei G. Franz.

835-5

sten erscheint die Handlungsweise des Churfürsten Albrecht von Mainz, welcher seinem schriftlich gegebenen Worte zuwider, und obgleich er an der von Herzog Wilhelm verschriebenen Summe von 100,000 seit Jahr und Tag schon 12,000 Gulden empfangen hatte, sich den übrigen anschloss.

Nur der Churfürst Johann von Sachsen hielt sich von diesem Handel ferne, und legte gegen Ferdinands Wahl eine Protestation ein, welche er mit Herzog Wilhelm schon auf dem Reichstage zu Augsburg verabredet hatte, und mit diesem und andern Fürsten noch mehrere Jahre fortsetzte.

Oeffentliche Sitzung der Akademie

am 28. November 1861,

zur Feier des allerhöchsten Geburtsfestes S. Majestät des Königs Maximilian II.

Nach der einleitenden Rede des Vorstandes Justus Freiherrn von Liebig geschah durch die drei Classensekretäre Ehrenerwähnung der verstorbenen Mitglieder.

1) Durch den Sekretär der philos.-philol. Classe Herrn M. J. Müller:

Ernst v. Lasaulx nimmt eine eigenthümliche Stellung in der neuern classischen Philologie ein: mit dem Studium des Alterthums beschäftigt suchte er sich mit den Resultaten der gleichzeitigen Philosophie, besonders der positiven Systeme Schellings und Baders vertraut zu machen, und diese auf jenes anzuwenden, vorzüglich aber die räthselhaftesten Parthien des Alterthums, namentlich die religiösen Verhältnisse der alten

Völker zu erhellen. In seinen Schriften, welche von einer hohen und gediegenen ästhetischen Bildung Zeugnis geben, wirft er geistreiche Blicke auf die verschiedensten Seiten des innern Lebens des Alterthums. Wenn er auch die Wahrheit in anderer Richtung suchte, als die meisten seiner Fachgenossen, so ehrte doch jeder die Wärme des Gefühls, die Aufrichtigkeit der Gesinnung und den edeln Schwung seines Gemüths, der sein Leben und seine Schriften durchdrang.

Fr. Windischmann war als Orientalist einer der frühesten Zöglinge der trefflichen Bonner-Schule. Seine Arbeiten über indische Philosophie sind meisterhaft, und als er durch Burnouf's Werke entzündet sich dem Studium des Altpersischen zuwandte, gab er auch in dieser Sparte der gelehrten Welt höchst wichtige und nicht genug zu verdankende Resultate. Sein fein beobachtender und fein urtheilender Geist sichern ihm eine ehrenvolle Stellung in der neuern orientalischen Philologie.

Christ. Carl Josias Bunsen, genährt an der Niebuhr'schen Behandlung der Historie, begabt mit reichen philologischen Kenntnissen und durchdrungen von der philosophischen Bildung des Zeitalters, hat zum Theil mit grossem Glücke, aber immer mit dem würdigsten Ernste die grössten Probleme der alten Menschengeschichte behandelt. Die Elemente dieses kräftigen Geistes, auf der einen Seite ein ehrfurchtvoller Conservatismus in Bezug auf gewisse Ueberlieferungen, auf der andern eine Freiheit des Geistes, welche die unser Zeitalter bestimmende und belebende Kritik in sich aufnahm, verbunden mit einer grossen und weiten Methode geben den ausgedehnten Forschungen Bunsen's einen eigenthümlichen hochgeistigen Gehalt und Resultate welche, wenn sie auch nicht immer vollständig sich halten lassen, doch auf die wissenschaftliche Bewegung ihren mächtigen Einfluss behauptet haben und behaupten werden.

Paul Schafarik war unstreitig der erste Forscher über die Vorzeit des indogermanischen Stammes, dem er angehörte, des slavischen. Nachdem diese Sprachfamilie durch Dobrowski die gediegenste philologische Unterlage erhalten hatte, wandte sich nothwendig der Geist auf die damit im nächsten Zusammenhange stehende Untersuchung über die ethnographischen Verhältnisse des grossen Stammes und seiner zahlreichen Glieder; und hierin ist unserm verstorbenen Collegen unwidersprechlich die verdiente Palme zugefallen. Seine Forschungen über die slavischen Alterthümer zeichnen sich eben so durch umfassende und gediegene Gelehrsamkeit, so wie durch eine strenge Methode, kritischen Sinn und beinahe durchgängig sichere unbestreitbare Resultate aus.

2) Durch den Sekretär der math.-phys. Classe Herrn von Martius:

Aus der mathematisch - physikalischen Classe hat die k. Akademie in dem abgewichenen Jahre den Verlust zweier Mitglieder zu beklagen.

Im Januar d. Jrs. starb zu Bahia Dom Romualdo Antonio de Seixas, Erzbischof von Bahia und Metropolit von Brasilien, Mitglied des Geheimen Rathes und Deputirter in der Assembleia Geral legislativa des Reiches. Er hatte das hohe Alter von 82 Jahren erreicht. Seine Verbindung mit unserer Akademie datirt schon vom Jahre 1821, indem er, damals Generalvicar von Pará, die bayerischen Naturforscher Spix und Martius auf ihrer Reise in's Innere auf das erfolgreichste unterstützt hat. Ein Mann von seltener Universalität der Bildung, grosser Welterfahrung und Geschäftskennntniss, von edelster Gesinnung und eben so mildem als energischem Charakter hat er auf die Entwicklung seines Vaterlandes wissenschaftlich, kirchlich wie staatsmännisch, vielfachen Einfluss geübt.

In der Literatur hat er sich, ausser mehreren kleineren Schriften politischen und religiösen Inhaltes, besonders durch seine in drei Bänden gedruckten Hirtenbriefe, Predigten, kirchlichen Verbescheidungen und Parlamentsreden ein Denkmal gestiftet, das ihm schon bei Lebzeiten den Namen des Fenelon seines Landes erwarb.

Dr. August Emanuel Fürnrohr, geboren am 27. Juni 1804, gestorben als Lyceal-Professor und Director der k. b. botanischen Gesellschaft zu Regensburg am 6. Mai d. Jrs.

Ein vielseitiger Gelehrter auf dem Gebiete der Naturgeschichte und Technik hat er sich durch Lehre und Schrift um die Wissenschaft hochverdient gemacht. Seine manigfaltigen Leistungen sind bereits in dem Organe der k. b. botanischen Gesellschaft, welche Fürnrohr viele Jahre hindurch zum Nutzen der Wissenschaft und zur Ehre der Literatur in Bayern redigirte, sowie in der Leopoldina der deutschen Akademie der Naturforscher rühmlichst erwähnt worden. Wegen Kürze der Zeit müssen wir es uns genügen lassen, darauf hinzuweisen.

3) Durch den Sekretär der historischen Classe Herrn von Döllinger:

Die historische Classe der Akademie hat im abgelaufenen Jahre drei ausgezeichnete Gelehrte verloren: Savigny, Gfrörer und Fallmerayer.

Das Leben Friedrich Karl von Savigny's, welches sich am 27. October im 83. Jahre geschlossen hat, gleicht in seinem ehrenvollen Verlaufe einem Strome, der rein, dem Felsen entquollen, breiter und breiter anschwellend, mancherlei Länder und Gebiete durchfliessend, und alle segnend und befruchtend, immer frisch und ungetrübt, zuletzt in den Ocean sich ergiesst. Dass dieser Mann nicht nur unserer Akademie, sondern, wenn

auch nur kurze Zeit, Bayern und unserer Hochschule (1808—10 in Landshut) angehört hat. das rechnen wir uns Alle zur Ehre. Die halbhundertjährige Wirksamkeit dieses Mannes als Lehrer und Schriftsteller gehört zu dem bedeutendsten, was auf dem wissenschaftlichen Gebiete im neueren Europa vorgekommen ist, und nicht mit Unrecht hat man geäußert, dass er in der Rechtswissenschaft gewesen sei, was Alexander v. Humboldt in den Naturwissenschaften. Er war, nicht der Gründer, wohl aber das Haupt, der Meister der sogenannten historischen Schule in der Jurisprudenz, und der Einfluss dieser Schule, durch welche die Wissenschaft eine Umwandlung erfahren, hat selbst auf das nationale Bewusstsein der Deutschen mächtig eingewirkt, hat die Nation gelehrt, die Gegenwart stets in der Verbindung mit der Vergangenheit aufzufassen. Savigny war es, der dem römischen Rechte seine bleibende Bedeutung anwies, nämlich die, in seiner formellen Vollendung und logischen Durchführung Muster und Vorbild moderner Rechtswissenschaft zu sein. Savigny war es, der jene falsche, lange Zeit von so vielen Juristen getheilte Vorstellung gründlich überwand, als ob das Recht, wie Thibaut es nannte, eine juristische Mathematik sei, über welche die Jahrhunderte und die nationalen Eigenthümlichkeiten keine Gewalt hätten. Savigny endlich war es, der dem Wahne ein Ende machte, als ob die rechtgeschichtlichen Forschungen nur Bemühungen einer müßigen Erudition seien, bei denen am Ende nichts praktisch Brauchbares herauskomme. Durch ihn erst haben die deutschen Juristen und Historiker gelernt, wie sich das heutige römische Recht zu dem alten, ursprünglichen verhalte, wie der germanische Geist, die Praxis der Gerichtshöfe oder auch ein modernes philosophisches Naturrecht die altrömischen Rechtsideen umgestaltet, beschränkt, erweitert habe. Bis auf Savigny hatte man nicht geahnt, dass sich trockne juristische Materien mit solcher Klarheit und Eleganz der Darstellung, mit einer so einfachen und doch so kunstreichen und sicheren Auslegung der Quellen behandeln liessen, dass die Fortschritte in der Geschichte und classischen Philologie mit so glücklichem Erfolge

der Rechtswissenschaft dienstbar gemacht werden könnten. Seinem Beispiele vorzüglich und dem Eichhorns verdanken wir es, dass in Deutschland seit 40 Jahren so viele Gelehrte das Studium der Jurisprudenz mit dem der Geschichte verbunden, das eine durch das andere befruchtet haben.

Hiebei kam es nun der Wissenschaft sehr zu statten, dass zwei Männer, wie Savigny und Niebuhr, durch enge Bande der Freundschaft wie der Geistesverwandtschaft mit einander verknüpft waren, jeder vom andern lernte, jeder durch seine Anregung und Mittheilung den andern förderte. Niebuhr hat daher in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner römischen Geschichte mit Wärme geredet von „jenem einst genossenen Glücke, wo im Gespräch mit Savigny der entscheidende Punkt licht hervortrat.“ Auch eine andere Grösse deutscher Wissenschaft, Jakob Grimm, hat in der Zueignung seiner deutschen Grammatik an Savigny bekannt, dass er als sein Zuhörer erst ahnen und begreifen gelernt habe, was es heisse, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere.

Wirklich gibt es nur sehr wenige Männer in Deutschland, deren Leistungen auf dem Lehrstuhle mit denen Savigny's verglichen werden, sehr wenige, die eine solche Zahl bedeutender und stets ergeben bleibender Schüler aufweisen konnten. Dazu gehörte ein so seltener Verein von Eigenschaften des Geistes und des Körpers, die würdevolle Anmuth seiner Persönlichkeit, die ruhig fortfliessende, durchsichtig klare Beredtsamkeit seines Vortrages, seine Methode, den Zuhörer die ganze Entwicklung, den Process der Forschung, durch welchen er, der Lehrer, zu seinen Einsichten gelangt war, mit durchmachen zu lassen. Alles diess musste junge strebsame Männer gewaltig ergreifen, musste gleich von vorneherein der herkömmlichen Ansicht, mit der so Viele in das juristische Studium eintreten, dass dieses Fach das trockenste und unerquicklichste von Allen sei, siegreich entgegenwirken, und wenn man nun seine besondere Gabe mit jungen Männern umzugehen, sie zu ermuntern und mit Vertrauen zu ihm zu erfüllen, hinzunimmt, so erklärt sich die

grosse Zahl seiner treuen in ganz Deutschland verbreiteten Jünger; es erklärt sich auch die standhafte Neigung und Ausdauer, mit welcher Savigny dem öffentlichen Lehrstande bis in sein vorgerücktes Alter treu blieb, denn erst dann entsagte er der akademischen Wirksamkeit, als der ehrenvolle Ruf an ihn erging, als Staatsminister die Revision der preussischen Gesetzgebung zu leiten.

Savigny's erste jugendliche Schrift: das Recht des Besitzes, (in 30 Jahren 6 Auflagen), gilt noch jetzt als ein Muster für die richtige Methode der Bearbeitung des römischen Rechts. Aber das Werk seiner Liebe und zugleich der mühsamsten, grossartigsten Forschung war die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Wie das römische Recht sein erstes Leben beschloss, wie es, theilweise verborgen, nach dem Falle des Reiches fortgewirkt hat, und in den germanischen Reichen fortwährend praktisch angewandt wurde, wie es endlich zum deutschen Volke übergehend eine Auferstehung feierte, ein zweites Leben begann, das hat Savigny zum erstenmale dargestellt, und dem alten Wahne, als ob im zwölften Jahrhundert das römische Recht neu entdeckt worden sei, ein Ende gemacht. Die ganze so reiche geschichtliche Literatur unserer Zeit hat wenige Werke aufzuweisen, welche so bahnbrechend gewirkt haben, wie diese Leistung. Die zwei ersten Bände namentlich hat doch wohl jeder Historiker gelesen, studirt, reiche Nahrung für das Verständniss des früheren Mittelalters daraus geschöpft.

Savigny hat ferner fast jedes Jahr seit 1815 bis 1842 durch eine Untersuchung über eine schwierige und anziehende Frage der historischen Jurisprudenz oder der Verfassungsgeschichte bezeichnet. Diese Abhandlungen, meist in der von ihm begründeten Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft niedergelegt, sind kleine Meisterstücke: die Frage wird klar und präcis hingestellt, die Beweisführung ist eben so natürlich als scharfsinnig, mit logischer Gedrängtheit durchgeführt; das Resultat ist fast immer eine neue Entdeckung. Sie finden sich zusammengestellt in den 1850 erschienenen 5 Bänden seiner

„vermischten Schriften.“ Gedenken wir endlich seines 1840 begonnenen, aber mit 8 Bänden unvollendet gebliebenen „Systems des heutigen römischen Rechtes.“ Hier liegt der Nachdruck auf dem Worte *heutig*; es ist wieder die durch historische Forschung zu ermittelnde Erkenntniss, was in dem heutigen Rechte römischen Ursprungs, und was hievon in unsern Rechtszuständen noch lebendig oder bereits abgestorben sei, welcher dieses Werk dienen soll. Und so muss man sagen, Savigny's ganzes Leben war so enge verknüpft mit dem Entwicklungsgange der deutschen Rechtswissenschaft, dass eine Schilderung seines Lebens zugleich eine Darstellung der Geschichte dieser Wissenschaft in dem gleichen Zeitraume werden muss.

Eine kürzere Laufbahn als Fallmerayern und Savigny war Gfrörern beschieden. Er ist 58 Jahre alt gestorben, und sein Lebensgang ist mit wenigen Worten gezeichnet.

Er hatte sich in Tübingen für protestantische Theologie gebildet, aber eine Reise nach Italien gab seinem Leben eine andere Richtung; nach seiner Rückkehr ward er, erst 27 Jahre alt, Bibliothekar der schönen und reichen Stuttgarter Bibliothek, später Professor der Geschichte in Freiburg. Nur einmal, im J. 1848, wurde sein einfaches Gelehrten- und Schriftstellerleben durch seine Wahl in's Frankfurter Parlament unterbrochen. Sein erstes bedeutenderes Werk, die „Geschichte des Urchristenthums“ war noch die Frucht der in Tübingen getriebenen theologischen Studien und der in Baur's Schule empfangenen skeptischen Anregungen. Der Zeit nach traf es nahe zusammen mit dem bekannten Werke von Strauss, und beide Bücher sind gewissermassen Kinder Eines Vaters, nämlich Baur's in Tübingen, nur ist Gfrörer's Werk viel selbständiger und eigenthümlicher als das von Strauss. Es überraschte durch eine Fülle jüdisch-rabbinischer Erudition, die freilich historisch und kritisch gar nicht gesichtet war. Aber dass die Genesis religiöser Ideen

nicht das Gebiet sei, in welchem Gfrörer zu glänzen bestimmt war, das zeigte sich schon in diesem Buche. Seine *Geschichte Gustav Adolfs*, 1837 und 1845 in zweiter umgearbeiteter Auflage, war weniger ein Werk eigener Wahl, als ein durch die Zeitumstände und buchhändlerische Anerbieten ihm aufgedrungener Stoff. Doch behandelte er ihn mit Liebe, und sein Buch ward, besonders in der neuen Umarbeitung, eine historische Apologie der kaiserlichen Macht- und Einheitsbestrebungen in Deutschland. Gfrörer unternahm dann eine ausführliche Kirchengeschichte zu schreiben. Er kam in 6 Bänden bis in's eilfte Jahrhundert. Es fehlt nicht an Quellenforschung in diesem Buche; aber warm wurde der Verfasser, anziehend und belehrend wurde sein Werk erst in den Zeiten nach der Völkerwanderung, als die Kirche eine social-politische Macht und die Mutter oder Pflege-Amme der neuen Staatenbildungen wurde. Die politische Seite der Kirche in's Licht zu setzen, die grossen Kirchenmänner jener Jahrhunderte als staatskluge Minister und Regenten aufzufassen, das war es was er verstand und was er liebte.

Mit Begeisterung pflegte er mit seinen Freunden, selbst im Familienkreise von den Männern der Kirche zu reden, deren staatsmännische Weisheit er im anhaltenden Studium der Quellen entdeckt zu haben glaubte. Es waren die Zeiten vom achten bis zum eilften Jahrhundert, deren Erforschung und Darstellung er nun sein ganzes noch übriges Leben (1846—1861) widmete. Seine *Geschichte der Ost- und Westfränkischen Karolinger* in 2 Bänden löste die schwierige Aufgabe, das verwirrte und spröde Material der Chroniken zu einem lebensvollen, gut zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, mit seltenem Glücke. Aber freilich treten auch die Fehler des Geschichtschreibers in diesem Werke recht fühlbar hervor, und eine scharfe Kritik, wie sie Wenk an diesem seinem Buche geübt hat, konnte ihm nicht erspart werden. Seine Fehler waren: das nachhelfen und ergänzen wollen, wo die Quellen nicht ausreichten oder ihm nicht auszureichen schienen, das Unterschieben

von politischen Motiven und Berechnungen, die im Allgemeinen jener Zeit fremd waren. Gfrörer sieht zu viel Planmässiges in dem Wirken jener Männer, hilft der Geschichte, dem Zusammenhang der Ereignisse, wie er sich ihn denkt, durch seine Combinationen zu sehr nach, er glaubt geheime Triebfedern zu entdecken, wo der Historiker sich vielmehr bescheiden muss, nicht mehr zu wissen, als die Quellen wirklich sagen. Gfrörer's letztes Werk: *Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter*, 7 starke Bände, ist auch sein bestes und wichtigstes Werk. Mit Wahrheit konnte er am Schlusse des Vorworts zum letzten Bande sagen: 10 Jahre seines Lebens habe er, zum Theil unter herkulischen Arbeiten, auf dieses Werk verwendet, und er ahne, dass es seine leibliche Existenz, die auf die Neige zu gehen scheine, lange, lange überdauern werde. Schon wenige Wochen nachher, am 6. Juli, starb er in Karlsbad, und sichtlich hatte das unausgesetzte Arbeiten seinen Tod beschleunigt. Das Werk ist im Grunde eine ausführliche Geschichte des elften Jahrhunderts, die noch dazu vielfach in frühere Zeiten zurückgreift. Selten ist wohl ein so umfangreiches Werk zugleich mit einem so unermüdeten Forscherfleisse und mit einer solchen Wärme und von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibenden Begeisterung durchgeführt worden.

Sehr verschieden von dem im Ganzen so ruhigen und regelmässigen Lebensgange dieser beiden Männer war das bewegte, wechselvolle Leben Jakob Philipp Fallmerayers. Als Sohn armer Bauern 1790 ohnweit Brixen geboren, empfing er seine erste Bildung in Tyrol, dann in Salzburg und Landshut, diente von 1813 bis 1818 als bayerischer Offizier und nahm Theil an dem Feldzuge gegen Frankreich. Hierauf entsagte er dem Kriegerstande, um sich dem Lehrfache zu widmen; wir finden ihn in der Zeit von 1818 bis 1831 erst als Gymnasiallehrer in Augsburg und Landshut, dann als Lycealprofessor in

letzterer Stadt. Nun kam die Zeit seiner grossen Reisen nach dem Orient. Dreimal in der Periode von 1831 bis 1847, das erstemal als Begleiter des russischen Generals Ostermann, durchwanderte er die östlichen Länder im weiten Umkreis vom schwarzen Meere bis zum Nil und das illyrische Dreieck, erforschte dort mit der Gegenwart auch die Vergangenheit, und sammelte mit scharfem geübtem Blicke jenen Stoff, den er dann in seinen „Fragmenten aus dem Orient“ und anderen Schriften verarbeitet hat. Das Jahr 1847 brachte seine Ernennung zum Professor der Geschichte an hiesiger Universität, 1848 die Wahl des eben von seiner dritten orientalischen Reise heimgekehrten Mannes in das Frankfurter Parlament als Vertreter eines Münchner Bezirks. Diess war die Sonnenhöhe seines Lebens, die Zeit der Anerkennung, ja der Huldigungen für ihn, er war damals einer der gefeiertsten Männer Münchens, Bayerns. Aber ein hartnäckiges Halsübel, das er von seiner letzten Reise aus dem Orient mitgebracht hatte und das ihn nie mehr ganz verliess, hinderte ihn an parlamentarischer Wirksamkeit. Unfehlbar, sagte er mir damals in Frankfurt, würde ihm, wenn er auch nur einen kurzen Vortrag halten wollte, die Stimme versagen. Welche Folgen seine Theilnahme an dem Stuttgarter Rumpfparlamente für ihn hatte, ist bekannt. Er ging damals während des gerichtlich gegen ihn eingeleiteten Verfahrens nach der Schweiz. Doch die Amnestie von 1850 gestattete ihm nach München zurückzukehren, und von da an hat er bis zu seinem unerwarteten plötzlichen Tode unter uns gelebt, beschäftigt theils mit häufigen kleineren Reisen, theils mit wissenschaftlichen Arbeiten, Abhandlungen für unsere Denkschriften, kürzeren Aufsätzen für Journale.

In seiner ersten Schrift, dem durch eine Preisfrage der Kopenhagener Akademie veranlassten Werke über das Kaiserthum Trapezunt hat Fallmerayer nach Niebuhr's Ausdruck eine Geschichte, die hoffnungslos verloren schien, entdeckt. Wie hier schon, so musste man an Fallmerayer's zweitem Werke, seinem Hauptwerke, der Geschichte Morea's im Mittelalter,

die Kunst und den Scharfsinn bewundern, mit welchem der Verfasser aus weit zerstreuten, grossentheils sehr dürftigen Notizen und zerstückelten Nachrichten ein wohlgebildetes, zusammenhängendes Ganze, einen festen historischen Bau zu errichten verstand. Als Ergänzung kam 1835 die Schrift hinzu: Welchen Einfluss hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Bekanntlich führte Fallmerayer in beiden Werken den Satz durch, die ächten Hellenen seien in der Zeit vom sechsten bis zehnten Jahrhundert von den eingedrungenen Slaven dem grösseren Theile nach vernichtet worden, und auch die übergebliebenen seien mit eingewanderten Slaven und anderen Fremdlingen so vermischt, gekreuzt und zersetzt, dass sie nicht mehr als ächte Nachkommen der alten Bevölkerung Griechenlands zu betrachten seien. Daraus hat sich eine lange, lebhaft geführte Controverse entsponnen, an welcher nicht nur deutsche Gelehrte, auch Griechen, Engländer, Franzosen sich betheilig haben. Fallmerayer hatte von Anfang an die gewichtige Stimme Hase's in Paris für sich. Der Streit ist noch nicht in letzter Instanz entschieden, und die zahlreichen Gegner sind nicht leicht zu widerlegen, wenn sie behaupten: hellenische Nationalität und Civilisation hat zuletzt den Sieg über die fremden Eindringlinge behauptet, hat die Slaven absorbirt und assimilirt. Niemand spricht heute in Griechenland einen slavischen Dialekt; alle reden neugriechisch, welches, durchweg hellenischen Charakters, zwar italienische und türkische Worte, aber keine oder äusserst wenige slavische in sich aufgenommen hat.

Fallmerayer ist häufig auf diese seine Lieblingstheorie zurückgekommen und hat sie, wenn neue Angriffe oder Zustimmungen ihm die Gelegenheit boten, eben so gelehrt als scharfsinnig vertheidigt. Die Sammlung dieser vermischten grösstentheils der Kunde Griechenlands und des Orients gewidmeten Aufsätze, mit deren Ordnung und Ueberarbeitung er sich in den zwei letzten Jahren seines Lebens, von Freunden dazu ermuntert, beschäftigte, erscheint jetzt durch die Fürsorge des

Hrn. Prof. Thomas. Sie wird als ein unvergängliches Denkmal eines reichen Geistes stets eines der gesuchtesten Sammelwerke bleiben und in unserer Literatur einen ehrenvollen Platz behaupten.

Fallmerayer fügte zu seinen vielen geistigen Vorzügen auch den einer seltenen linguistischen und stylistischen Begabung. Die lebenden wie die todten Sprachen, die östlichen wie die westlichen, selbst Türkisch und Persisch hatte er sich angeeignet. Mit seiner zähen Ausdauer, seinem eisernen Fleisse hatte er sich zugleich zu einem Meister des deutschen Styls emporgearbeitet; er lasse, sagte er mir einmal, nie einen Satz drucken, ohne ihn vorher lange und sorgfältig geglättet und gefeilt zu haben, und gewiss werden seine Schriften schon um der stylistischen Vorzüge in künftigen Zeiten gerne gelesen, ja studirt werden. Soll ich ihn endlich mit andern Historikern vergleichen, so möchte ich, ohne seine Originalität irgend in Frage stellen zu wollen, doch sagen: Es ist der Geist Gibbon's der auf Fallmerayer ruhte; er war ein in's deutsche, und aus dem achtzehnten in's neunzehnte Jahrhundert übertragener, also fortgeschrittener Gibbon. Die Verwandtschaft beider liegt schon in der Wahl des Stoffes, mehr noch in der Geistesrichtung und Weltanschauung und in der Weise der Behandlung. Der Deutsche hat es zwar nicht unternommen, einen so grossartigen und kunstreichen Geschichtsbau aufzuführen, wie der Engländer. Aber er übertrifft diesen an Gelehrsamkeit, an Energie des Gedankens, und an Kraft und Präcision des Styls.

Hierauf wurden die neugewählten und von Sr. Majestät bestätigten Mitglieder verkündet, und zwar:

A. als ordentliche Mitglieder:

1) *in der mathematisch - physikalischen Classe:*

Dr. Ludwig Philipp Seidel, ordentlicher öffentlicher Professor an der k. Ludwig - Maximilians - Universität dahier;

[1861. II.]